

## Die Polemik gegen Platon im Aufbau der aristotelischen Metaphysik.

Von Dr. Endre v. Ivánka.

Das Grundmotiv der neueren Aristotelesforschung, wie sie vor allem durch W. Jaegers „Entstehungsgeschichte der Metaphysik des Aristoteles“ (1912) und durch seinen „Aristoteles“ (1923) angeregt worden ist<sup>1</sup>, bildet das Bestreben, die Entwicklung der aristotelischen Philosophie aus der platonischen genetisch zu erfassen. Ein gesichertes und endgültiges Ergebnis dieser Forschungen ist das Verständnis der Reste aristotelischer Dialoge, die man bisher, eben weil sie der platonischen Philosophie näherstehen als die übrigen erhaltenen Schriften des Aristoteles, entweder als unecht erklärte (V. Rose) oder gewaltsam im Sinne der späteren Lehrschriften umdeutete (Bernays), während sie jetzt als kostbare Zeugnisse für die Entwicklung des Aristoteles und für sein fortschreitendes Selbständigwerden von Platon anerkannt worden sind. Was hingegen die Lehrschriften betrifft, ist es, so fruchtbar an sich der Grundgedanke der Entwicklung der aristotelischen aus der platonischen Philosophie sein müßte, noch nicht gelungen, eine überzeugende Entwicklungsreihe auf jedem einzelnen Gebiet aufzustellen und die verschiedenen Teile der je ein solches Gebiet behandelnden Schriftsammlungen (denn das, nicht Bücher im heutigen Sinn sind die einzelnen „Werke“ des Aristoteles, wie Physik, Metaphysik, Politik usw.) in diese Reihe einzuordnen. Im Gegenteil, teils widersprechen einander solche Versuche diametral, obwohl sie im wesentlichen von demselben Grundgedanken ausgehen, wie die Analyse der Politik in Jaegers „Aristoteles“ und die in H. v. Arnims „Zur Entstehungsgeschichte der aristotelischen Politik“ (Wien 1924), teils zwingen sie, durchgeführt, zu einer gewaltsamen und aus inneren Gründen unannehmbaren Umdeutung und irrigen Interpretierung einzelner Stücke, wie ich es in dem Schol 7 (1932) 1—29 erschienenen Aufsätze „Die Behandlung der Metaphysik in Jaegers ‚Ari-

---

<sup>1</sup> Ich sage „angeregt“, weil der Gedanke der Entwicklung der aristotelischen Philosophie aus der platonischen auch vor Jaeger in der neueren Aristotelesforschung eine Rolle gespielt hat (die Belege dafür sind in A. Mansions Aufsatz „La genèse de l'œuvre d'Aristote d'après les travaux récents“: RevPhNéoscol 29 [1927] 318 zusammengestellt), aber erst durch Jaegers Werke Gegenstand der allgemeinen wissenschaftlichen Diskussion geworden ist.

stoteles“ gezeigt zu haben glaube. Der Grund dafür ist gewiß nicht der, daß der Grundgedanke dieser genetischen Erklärung falsch wäre (ausgenommen etwa die Jaegersche Über-treibung des Entwicklungsgedankens, wonach die Linie der Entwicklung von Platon weg noch über die uns „authentisch“ scheinende Form des Aristotelismus hinaus zu einem völligen Empirismus geführt haben sollte — eine Auffassung, die, wie ich in dem erwähnten Aufsätze gezeigt habe, nicht einmal in der von Jaeger selbst aufgestellten Reihenfolge der Schriften und der von ihm vorausgesetzten Entwicklung begründet ist [a. a. O. 27]). Daß er richtig sein muß, hat sich an der Interpretation der Dialogfragmente glänzend bewährt. Wenn er nun doch zunächst bei der Anwendung auf die Lehrschriften versagt, so muß dies darin begründet sein, daß seine Anwendung auf diese Schriften übereilt ist — übereilt in dem Sinne, daß ihre Interpretation noch nicht so weit fortgeschritten ist, daß man chronologisch und genetisch beweiskräftige Eigenschaften an ihnen (Unstimmigkeiten, verschiedene Argumentationen, Dubletten und ähnliches) mit Sicherheit von solchen zu unterscheiden vermöchte, die aus anderen Gründen als aus dem Fortschritte der Entwicklung zu erklären sind, und daß man daher in den Fehler verfällt, derlei Unterschiede oder charakteristische Eigenschaften für ein Zeichen der Entwicklung zu halten und so ein falsches Bild von der Entwicklungsreihe aufzustellen, einzelne Stücke solchen Stadien der Entwicklung zuzuweisen, in die sie nicht gehören, was dann dazu nötigt, die Teile in ihnen, die dieser Zuweisung widersprechen, gewaltsam wegzuinterpretieren.

Die Hauptquelle, aus der solche Unterschiede entspringen können, die Zeugen einer veränderten Auffassung und Beurteilung des Problems selbst zu sein scheinen, ohne es in Wahrheit zu sein, ist die veränderte methodische Stellung eines Abschnitts. Es macht gewiß einen großen Unterschied, ob ein Abschnitt am Anfange der ganzen Darlegung zu stehen bestimmt ist, noch nichts von den Ergebnissen, die sich in ihr herausstellen werden, voraussetzt und die gegnerische Ansicht noch als unwiderlegt betrachtet, — oder ob er, als Anhang, auf die Darlegung der eigenen Auffassung folgen soll und alle ihre Argumentationen und ihre Ergebnisse schon voraussetzen und sich auf sie berufen kann; einen Unterschied, der leicht zu der irrigen Meinung führen kann, im ersten Falle sei die betreffende eigene Ansicht, die erst folgen soll, noch gar nicht vorhanden gewesen und dieser Abschnitt sei daher in eine frühere Zeit zu verlegen als der entsprechende Abschnitt im zweiten Falle, der am Ende der ganzen Dar-

legung zu stehen bestimmt war. Erst wenn alle Abschnitte der einzelnen Werke des Aristoteles daraufhin geprüft sein werden, welche methodische Stelle ihnen im Zusammenhange des Ganzen zugedacht war (wobei wir immer den von Jaeger in der „Entwicklungsgeschichte . . .“ herausgearbeiteten Begriff der „Methodoi“, im Gegensatze zu der bisher üblichen Auffassung der Werke als „Bücher“ berücksichtigen müssen; eben dieses neugewonnene Verständnis von der Natur dieser Schriften macht ja auch die erneute methodische Prüfung nötig), und wenn auf diesem Wege festgestellt sein wird, was wir von ihnen zu erwarten haben, welchen Gedanken wir in ihnen voraussetzen, welche Argumentation wir als erst in einem späteren Teile folgend betrachten müssen und wir so alle aus der methodischen Stellung sich ergebenden Unterschiede der Behandlung ausgesondert haben — erst dann können wir aus der Nichterwähnung eines Gedankens, dem wir in diesem Zusammenhang zu begegnen gewohnt sind, aus der Polemik gegen eine Ansicht, die vom Standpunkte des Aristoteles aus schon überwunden sein müßte, chronologische und entwicklungsgeschichtliche Schlüsse ziehen. Ebenso ermöglicht uns die methodologische Betrachtung in den meisten Fällen festzustellen, ob ein bestimmter Abschnitt, aus dem sich etwa chronologische Schlüsse ziehen lassen, dort, wo er heute steht, an seiner ursprünglichen Stelle ist oder ob er nicht (eine Möglichkeit, mit der wir bei dem ständigen Wachstums- und Umwandlungsprozeß, in dem sich die aristotelischen „Methodoi“ befunden haben müssen, immer zu rechnen haben) aus einem früheren Entwurf in seinen jetzigen Zusammenhang hineingearbeitet worden ist. Das entscheidet dann darüber, ob wir die chronologischen Schlüsse auf den ganzen Zusammenhang ausdehnen können, in dem sich dieser Abschnitt befindet, oder ob wir sie auf ihn, und zwar auf ihn in seiner ursprünglichen Form, beschränken müssen. Viel beweisender als alle Erwägungen über den Einschub überleitender Sätze sind für solche Fragen die aus dem methodischen Aufbau der Abschnitte selbst gewonnenen Argumente.

Jedem Versuch, aus den Schriften des Aristoteles selbst die Entwicklungsreihe dieser Schriften zu erschließen, muß also eine methodologische Analyse dieser Schriften vorausgehen. wie sie im folgenden für die gegen Platon polemisierenden Teile der Metaphysik gegeben werden soll und wie ich sie in dem Aufsätze „Die Behandlung der Metaphysik in Jaegers ‚Aristoteles‘“ S. 19—22 für das 7. Buch der Metaphysik, wenn auch nur in rohen Umrissen, zu geben versucht habe.

Daß er eine solche Analyse vorzunehmen vernachlässigt hat<sup>2</sup>, ist der Hauptgrund dafür, daß Jaegers entwicklungsgeschichtliche Interpretation der einzelnen Schriften, trotz der Richtigkeit des Grundgedankens, im einzelnen zu Fehlinterpretationen geführt hat. Eine solche methodologische Interpretation trägt aber auch, mehr noch als die bloße Erforschung der Entwicklungslinie, die von Platon zu Aristoteles führt, zum Verständnis dessen bei, was an der aristotelischen Philosophie, unabhängig von zeit- und entwicklungsgeschichtlicher Bedingtheit, bleibende Bedeutung hat und was zugleich den — ich möchte sagen — künstlerischen Wert seiner philosophischen Werke als methodisch wohlaufgebautes Gedankengebäude ausmacht, die Systeme logisch volldurchdachter und notwendig verbundener Gedanken und nicht mehr gefühlsmäßiger Kombinationen von nicht ganz in ihren Zusammenhang verschmolzenen oder nicht ganz ihrer Bildlichkeit entkleideten Gedankenmotiven sind wie die meisten philosophischen Werke, selbst die Platons nicht ganz ausgenommen, vor ihm. Und vielleicht kann auch die methodische Analyse dieses oder jenes Stückes, selbst ohne den Umweg über die Aufstellung einer chronologischen Reihenfolge, bloß durch die Untersuchung dessen, was für Gedanken ein bestimmtes Stück voraussetzt und auf was für ein Ziel es hinarbeitet, uns ein Stadium der aristotelischen Philosophie enthüllen, das wir nicht anders denn als Übergangsstufe vom Platonismus zum reifen Aristotelismus verstehen können und das uns dann zur Grundlage für weitere, chronologische und genetische Untersuchungen dient.

Die Teile der Metaphysik, mit denen sich die gegenwärtige Untersuchung befassen soll, die gegen Platon polemisierenden, sind begreiflicherweise bisher am meisten dazu verwendet worden, Hinweise auf die Entwicklung des Aristoteles von Platon her aus ihnen zu gewinnen. Mit Recht; denn der jeweils erreichte Abstand von Platon, die jeweils erreichte Stufe der Entwicklung muß sich am deutlichsten in der Art der Polemik gegen Platon ausdrücken. Aber gerade hier muß man sich besonders davor hüten, einerseits das für ein Anzeichen einer besonderen Stellung zu Platon zu halten, was nur aus methodischen Gründen hier anders ist als in anderen

---

<sup>2</sup> Auch die „Entstehungsgeschichte . . .“ ist mehr eine Untersuchung der gegenseitigen Abhängigkeit der einzelnen Bücher der Metaphysik und eine Analyse der Anlage des Ganzen als eine innere methodologische Analyse der einzelnen Teile, deren Verhältnis zum Ganzen ja doch nur auf diesem Wege klargestellt werden kann.

ähnlichen Abschnitten, andererseits die aus richtig beobachteten chronologischen Anzeichen gewonnenen Schlüsse auf Abschnitte auszudehnen, die mit den Stücken, in denen diese Anzeichen vorkommen, keine oder keine ursprüngliche methodische Einheit bilden. Einen guten Beleg für diese zweite Möglichkeit bietet der Fall der Ideenkritik in A 9. Jaeger hat aus dem darin herrschenden „Wirstil“ gefolgert, daß hier Aristoteles sich noch als Mitglied der Akademie fühlt, und daß folglich Met A die erste Auseinandersetzung mit der platonischen Ideenlehre ist und noch zu Platons Lebzeiten abgefaßt worden sein muß. Daraus wiederum, daß Met. A die Lehre von den 4 *αἰτίαι* schon verwendet, die in der Physik sichtlich als neue Lehre vorgelegt wird, folgert er weiter, daß auch die Physik schon bei Platons Lebzeiten geschrieben worden ist. (Die Physik ist „noch auf dem Boden der Akademie entstanden“ Aristoteles 162; „noch unter Platons Augen erwachsen“ ebd. 312.) H. v. Arnim hingegen, der erkannte, daß dieser Abschnitt nicht hierhergehören könne, wenn Met A wirklich, wie Jaeger behauptet, zu dem aus ABTE bestehenden Metaphysikentwurf gehöre, meinte (Zu W. Jaegers Grundlegung der Entwicklungsgesch. d. Arist. 23), dieser Abschnitt könne erst später hier eingefügt sein, und suchte seine Meinung dadurch zu begründen, daß er den von A 7 zu A 8 überleitenden Satz als späteren Einschub erwie, der seine Unechtheit noch jetzt durch seine Anakolutie verrate (ebd. 23). Aber es wäre ja möglich, daß der Überleitungssatz eingeschoben ist und die beiden Stücke (A 1—7 und A 8—9 — denn A 10 ist eine Dublette von A 7) innerlich doch zusammengehören. Nur eine Analyse der in beiden Teilen befolgten Methode kann hier die letzte Entscheidung bringen.

#### Met A

Das Buch A soll die Einleitung zur Metaphysik, d. h. zur „Lehre von den obersten Ursachen und Gründen“ (982b 9) sein. So wird die Metaphysik gleich in den ersten Kapiteln definiert. Vielerlei solcher Ursachen (*αἰτίαι*) gibt es — „wir haben darüber schon hinreichend in den Büchern über die Natur gesprochen“ (der wichtige Rückverweis auf die Physik), fährt Aristoteles fort, „dennoch aber wollen wir auch die Meinungen derer, die vor uns über das Sein nachgedacht haben, mit in Betracht ziehen. Denn auch sie forschen nach den Ursachen und Gründen des Seins und geben solche Ursachen an. Sie der Reihe nach durchzunehmen, ist eine gute Vorbereitung für unsere Untersuchung. Denn entweder werden wir finden, daß es noch eine andere Art von Ursachen

gibt, oder wir werden uns um so fester an die erwähnten [vier] Ursachen halten“ (983a 33—983b 6). Dem entspricht deutlich die Feststellung des 7. Kapitels: „Wir haben nun zusammenfassend und in den Hauptpunkten der Reihe nach die bisherigen Ansichten über die letzten Ursachen geprüft; soviel ist sicher, daß niemand eine Seinsursache aufgestellt hat, die nicht zu einer der von uns aufgestellten Klassen gehört“ (988a 18—22). Dies wird durch die Unterordnung der von früheren Denkern aufgestellten Seinsursachen unter die aristotelischen Klassen erhärtet, und dann wird nochmals gesagt: „Daß wir die Klassen der Seinsursachen, ihrer Anzahl und ihrem Begriff nach, richtig aufgestellt haben, dafür zeugen uns diese [die früheren Philosophen], die auch keine andere Art von Ursachen gefunden haben“ (988b 16—18). Es wäre gar nicht nötig, auf die Anakoluthie des jetzt folgenden Satzes zu verweisen, um zu zeigen, daß auf diesen Abschnitt keine Polemik gegen die Ideenlehre folgen kann. Denn nicht, um die Schwächen der älteren Seinslehren zu kritisieren, sind diese hier erwähnt worden; daß sie solche Schwächen haben, das wird von vornherein als zugestanden und bekannt vorausgesetzt; sie haben die Seinsursachen nur „undeutlich“ (988a 23) erkannt, sagt Aristoteles, und wie „stammelnd“ (985a 5) darüber gesprochen und sind auf die richtigen Seinsursachen nur so verfallen, „wie die im Kampfe Ungeübten tun, die auch oft, blind herumschlagend, kunstgerechte Schläge tun, aber nur zufälligerweise“ (985a 13). Ihr Beispiel sollte nur beweisen, daß die von Aristoteles aufgestellte Reihe der vier Ursachen richtig sein müsse, weil sie selbst, wenn auch in ungenügender und undeutlicher Weise, doch von eben denselben vier Ursachen gesprochen haben. Das sagt auch Aristoteles mit klaren Worten: „Darum prüfen wir [diese Lehren] der Reihe nach, um zu sehen, welche Arten von Ursachen sie [die älteren Philosophen] aufgestellt haben und wie diese mit den von uns aufgestellten zusammenfallen“ (986a 13). Die logische Fortsetzung dieses Abschnittes kann also nur eine metaphysische Untersuchung sein, die sich der so bestätigten Lehre von den vier Ursachen bedient, nicht aber eine Polemik gegen diese älteren Lehren — noch viel weniger eine solche Polemik, die den Grundgedanken des früheren Abschnittes verleugnet (nämlich den, daß jeder der früheren Philosophen mit seinen Seinsursachen — wenn auch unklar — auf eine oder mehrere der von Aristoteles aufgestellten Seinsursachen hingewiesen hat). Das ist aber der Fall, nicht bloß in dem Abschnitte, der mit den Worten beginnt: „Da die Weisheitslehre die Ursache der

sichtbaren Dinge erforscht . . .“ (992a 24), wo Aristoteles (auch im „Wirstil“: „dies nun versäumen wir, denn wir sagen nichts über die Ursache der Veränderung . . .“ [992a 25]) feststellt, daß die Ideenlehre keine der vier aristotelischen Ursachen erfaßt habe<sup>3</sup>, sondern auch im Hauptteil des 9. Kapitels, wo es heißt: „Aber die Dinge sind von den Ideen auf keine der gewöhnlich namhaft gemachten Weisen verursacht“ (991a 19). Das widerspricht dem Grundgedanken des vorigen Abschnittes, wo es gerade von Platon hieß: „Aus dem Gesagten ist zu sehen, daß er nur zwei Seinsursachen kennt, die formale (das Was-Sein) und die materielle“ (988a 8). Die Ideenkritik des 9. Kapitels bildet also mit den Kapiteln 1—7 des Buches A keine Einheit.

Dasselbe gilt vom 8. Kapitel. Denn wenn Aristoteles, anschließend an die Übersicht in A 1—7, eine Kritik der dort vorgeführten älteren Philosophen hätte geben wollen (wenn dies auch dem Grundgedanken von A 1—7 widerspricht), so hätte er doch zumindest die dort gegebene Disposition auch

<sup>3</sup> Das würde deshalb noch nicht viel beweisen, weil dieser Abschnitt nur eine Parallelfassung zum Hauptteil des 9. Kapitels (990b 1—992a 23) ist. Die Parallelität zeigt folgende Übersicht:

1. Die behaupten, daß es Ideen gebe, haben die Seinsursachen der sichtbaren Dinge zu erfassen gesucht, und haben gemeint, dies zu tun, indem sie gleichviel andere Wesen neben ihnen annahmen (990b 1).

Wir glauben, ihr Wesen zu bezeichnen, wenn wir andere Wesen neben ihnen annehmen (992a 26).

Der Unterschied ist hier bloß der, daß in dem Abschnitte 992a 24—992b 18 dies auf alle vier Seinsursachen angewendet wird, in 990b 1—992a 23 nur auf den formalen Seinsgrund, das „Wesen“ (Substanz).

2. Sie [die Ideen] sind ihnen [den Sinnesdingen] auch nicht Grund der Bewegung und der Veränderung (991a 11).

Was aber die Bewegung betrifft . . ., woher stammt sie (992b 7)?

3.

Und was das Leichteste sein müßte, der Nachweis der Einheit des Alls, gelingt nicht (992b 9).

4. Wenn die Ideen Zahlen sind, wie können sie Seinsursachen sein (991b 9)? So muß man eine andere Art von Zahlen erdenken (991b 27).

Die aus den Zahlen abgeleiteten Seinsarten, Strecken und Flächen und Körper, sind auch nicht folgerichtig gedacht (992b 13).

Aber daß überhaupt hier solche Dubletten vorkommen, zeigt, daß wir damit rechnen müssen, daß auch andere hier vorkommende Abschnitte erst später in diesem Buch vereinigt worden sind. Darauf weist ja auch, daß 993a 11—27 eine Dublette zum 7. Kapitel ist, wie Jaeger in der „Entstehungsgeschichte . . .“ festgestellt hat.

im kritischen Teil beibehalten. Dann hätte er aber nicht im ersten Teil Empedokles und in gewissem Grade auch Parmenides zu denen gerechnet, die schon zwei Ursachen erkannt haben, die bewegende und die materielle, und sie im 8. Kapitel wieder aus der Zahl dieser Philosophen ausgeschlossen und nur Anaxagoras zu ihnen gerechnet. Auch der Übergang zu den Pythagoreern ist in beiden Teilen verschieden. Nach dem 8. Kapitel waren sie die ersten, die die Notwendigkeit erkannten, nichtmaterielle Seinsursachen anzunehmen; da sie aber keine anderen nichtsinnlichen Wesenheiten kannten als die Zahlen, suchten sie in ihnen die letzten Seinsursachen — nach dem 5. Kapitel hingegen führte sie die Erkenntnis von der Bedeutung der Gestalt, des formalen Elements, neben und über der Materie, zu ihrer Zahlenlehre, da die Zahlenverhältnisse in ihrer geometrischen Anwendung die typischsten Vertreter des Gestaltelements sind. Auch der Passus, wo Aristoteles feststellt, daß der Hauptunterschied zwischen Platon und den Pythagoreern darin besteht, daß diese die metaphysischen Wesenheiten von den sinnlichen „nicht trennen“ (990a 1—5), wäre überflüssig, wenn A 8 dazu bestimmt wäre, auf A 1—7 zu folgen, da dies dort schon (987a 16—19 und 987b 28) auseinandergesetzt worden ist.

Aus alledem folgt, daß A 8—9 erst später mit A 1—7 verbunden worden ist und der Anlage, dem Ziel und der Disposition nach nicht dazu gehört.

#### Met N

Was aber das Problem des 9. Kapitels des Buches A noch interessanter macht, ist der Umstand, daß sich sein Hauptteil (der übrigens nach dem Zeugnis Alexanders von Aphrodisias ein Auszug aus einer Schrift *περὶ ἰδεῶν* sein soll, was durch kompendiöse Ausdrücke wie „die Argumente von der Erkenntnis“ [990b 12] für Argumente, die die Notwendigkeit der Annahme der Ideen aus der Notwendigkeit der Ideen für die Erkenntnis beweisen wollen — Ausdrücke, die nur als resümierende Zusammenfassungen in einem Auszuge verständlich sind — völlig bestätigt wird) fast wörtlich, bloß — das ist wichtig — mit Beseitigung des „Wirstils“, im Buch M wiederfindet. Ist vielleicht dies seine ursprüngliche Stelle? Denn daß es nicht zu A 1—7 gehört, scheint erwiesen zu sein. Wieso ist es aber dann in das Buch A gelangt? Das sind Fragen, die sich nur durch die methodische Analyse des Buches M klären lassen, und die wiederum läßt sich nur so durchführen, daß man das Buch M vom methodischen Standpunkte mit seinem Pendant, dem Buch N, vergleicht.

W. Jaeger hat (Aristoteles 197) aus der verschiedenen Beurteilung des Speusippos und des Xenokrates in den beiden Büchern darauf geschlossen, daß N das ältere ist, und zur Bestätigung seiner Ansetzung auf die engen Berührungen zwischen N und A hingewiesen (232—236). Die Beobachtung ist richtig; es ist aber Jaeger entgangen, daß zwischen A und N eine noch weit über die Berührung in der Stilisierung einzelner Stellen hinausgehende Gemeinsamkeit besteht. Sie haben — im Gegensatz zum Buch M — denselben Aufbau, denselben Gedankengang und folglich auch dieselbe methodische Stellung im Ganzen der Metaphysik. Nachdem Aristoteles seine eigene monarchische Weltanschauung dargelegt hat, nach der die Ordnung des Kosmos darin besteht, daß „alles zu Einem hingeeordnet ist“ (1075a 18), geht er daran, sie dadurch zu bekräftigen, daß er zeigt, wie in ihr alle die Probleme eine Lösung finden, die für die frühere Philosophie unlösbar waren, weil sie alle in den Fehler des Dualismus verfielen: „Alle leiten das All aus Gegensätzlichem ab“ (1075a 28). Ebenso beginnt N: „Alle lassen die letzten Seinsursachen einander entgegengesetzt sein“ (1087a 29), und der Gedankengang geht in beiden Büchern parallel weiter: Entweder sollen die beiden gegensätzlichen Seinsursachen einander koordiniert sein,

A

aber Entgegengesetztes kann nicht eins auf das andere wirken. Nach unserer Lehre löst sich diese Schwierigkeit dadurch, daß es ein Drittes gibt [die Materie] (1075a 30).

N

aber aus Entgegengesetztem kann nur etwas entstehen, wenn ein Substrat vorhanden ist (1087a 36).

Oder aber soll die Materie selbst das eine der zwei entgegengesetzten Prinzipien sein? Hier beschäftigt sich N eingehend mit den Schwierigkeiten, die sich aus dem platonischen ὕλη-Begriff (μέγα καὶ μικρόν, ἀόριστος δυνάς, ἄνισον usw., demgegenüber das ἓν und das ἴσον das formale Element vertreten sollen) ergeben, während A einfach feststellt: „Die allem gemeinsame Materie ist keinem Ding entgegengesetzt“ (1075a 34). Die typischste Eigenschaft der platonischen ὕλη ist, daß nicht nur die körperlichen Dinge aus ihr bestehen, sondern auch die Ideen, die das „Eine“ ebenso aus ihr „zeugt“ (988a 3) wie die Ideen wiederum die körperlichen Dinge. („Das Wesen [τί ἦν εἶναι] verleihen den Einzeldingen die Ideen, den Ideen das Eine“, sagt Aristoteles Met A 988b 4.) Dagegen richtet sich in N folgende Bemerkung, die inhaltlich auch in A steht:

A

Und warum die einen [Wesen-

N

Überhaupt muß man untersuchen, ob es möglich ist, daß Ewiges aus

heiten] vergänglich sind, die einen unvergänglich, kann keiner erklären. Denn sie leiten alle Wesen aus denselben Seinsursachen ab (1075b 13).

Elementen bestehe (1088b 14). Was aus Elementen besteht – und noch dazu aus denselben, woraus auch die körperlichen Dinge bestehen – muß vergänglich sein.

Hier folgt nun in N eine längere Untersuchung über die Ableitung der Ideen und der Idealzahlen aus gemeinsamen Urelementen. Der Ausgangspunkt dieser Untersuchung ist aber auch hier nicht die Ideenlehre an sich, sondern die Ideenlehre als Versuch der metaphysischen Ableitung und Erklärung der sichtbaren Welt, wie ja auch die den Abschnitt einleitenden Worte beweisen:

Aus verschiedenen Gründen nun hat man zu solchen Seinsursachen Zuflucht genommen (1089a 7),

und das, was Aristoteles darin nachweisen will, ist nicht irgend ein innerer Widerspruch in der Ideenlehre, sondern daß sie zur Erklärung der Entstehung des Weltganzen ungeeignet sei. Nur der aristotelische  $\epsilon\lambda\eta$ -Begriff wird der Wirklichkeit gerecht.

Man muß also jedem Ding als Substrat das, was der Möglichkeit nach, potentiell, dieses Ding ist, [als Materie] zuweisen (1089b 16).

Das ist wieder die aristotelische  $\epsilon\lambda\eta$ , die gegen die formalen Unterschiede indifferent, „keinem Ding entgegengesetzt“ (1075a 34) ist, im Gegensatz zur platonischen, die der Gegenpol des formalen Elements sein soll. Und dieselben Einwände, die hier gegen die platonische Zahlenlehre vorgebracht werden, kommen auch in  $\Lambda$  vor:

Wie kann aus Unausgedehntem Ausdehnung und ein Continuum entstehen (1075b 28)?

danach, daß sie die körperlichen Dinge aus Zahlen ableiten, Dinge, die Gewicht haben, aus Gewichtlosem, sollte man glauben, daß sie von anderen als den sinnlich wahrnehmbaren Körpern sprechen (1090a 32).

Die aber zunächst die mathematische Zahl annehmen und dann der Reihe nach andere Wesenheiten und für jede [Klasse von ihnen] eigene Seinsursachen, lassen das All episodisch zerfallen (1075b 37–1076a 2).

Eine Schwierigkeit ist auch die, ... daß von den Zahlen und den übrigen mathematischen Wesenheiten [Länge, Flächenhaftigkeit usw.], die der Reihe nach früheren zu den folgenden keine Beziehung haben. ... Der Augenschein lehrt aber schon, daß das All nicht episodisch zusammengesetzt ist wie eine schlechte Tragödie (vgl. Poetik 1451b 35) (1090b 14–20).

Der einzige Unterschied ist, daß dies alles erst in einem

späteren Abschnitt von  $\Lambda$  10 vorkommt.  $\Lambda$  geht von der  $\epsilon\lambda\eta$  direkt zum Begriff des  $\acute{\alpha}\gamma\alpha\theta\acute{\omicron}\nu$  über; den Übergang bildet der Gedanke: Wenn die  $\epsilon\lambda\eta$  eine der gegensätzlichen Seinsursachen ist,

„so wird alles am Schlechten teilhaben außer dem ‚Einen‘; denn das Schlechte ist selbst eines der gegensätzlichen Seinselemente“ (1075a 34).

Ebenso N:

„Daß das ‚Eine‘ das Gute selbst sein sollte . . . ist unmöglich“ (1091b 21), denn so wäre „das ihm entgegengesetzte Seinselement, sei es das Viele oder das Ungleiche oder das Groß-Kleine, das Schlechte selbst“ (1091b 31).

Hingegen geht N zur Untersuchung des  $\acute{\alpha}\gamma\alpha\theta\acute{\omicron}\nu$ -Begriffs erst nach der Widerlegung der Ableitung der Zahlen und der Ideen aus letzten Seinselementen über. Aber auch der Abschnitt über das  $\acute{\alpha}\gamma\alpha\theta\acute{\omicron}\nu$  befolgt in beiden Büchern denselben Gedanken-gang: Hier wie dort wird festgestellt, daß

„in allem zumeist das Gute Seinsursache ist“ (1075a 37),

„zu behaupten, daß es eine solche Seinsursache gibt, wahr und berechtigt ist“ (1091b 19),

daß es aber den bisherigen Philosophen nicht gelungen ist, die Natur und Rolle dieser Seinsursache im All zu zeigen.

„Andere behaupten richtig, daß es Seinsursache ist, aber wie es das ist, können sie nicht sagen“ (1075a 38).

„Es bleibt aber unklar, wie sich die Seinsursachen zum Guten und Schönen verhalten“ (1091a 31).

Zum Abschluß weist N noch einmal auf den Grundfehler des Platonismus, die Ableitung auch der transzendenten, metaphysischen Wesenheiten aus letzten, dualistisch aufgefaßten Seinselementen, zurück, was einerseits unvorstellbar ist und andererseits, selbst wenn es vorstellbar wäre, ihrer Ewigkeit und Unveränderlichkeit widerspricht —  $\Lambda$  hingegen betont, daß so aufgefaßte Seinsursachen die Einheit des Alls aufheben, und schließt mit den berühmten Worten: „Das All will aber nicht schlecht regiert werden. ‚Niemand frömmt Vielherrschaft im Volk; nur einer sei Herrscher‘“ [Ilias II 204] (1076a 3).

Wenn wir also auch hier die Nuance feststellen können, die zwischen den beiden Stücken ( $\Lambda$  10 und N) eine gewisse Typusverschiedenheit begründet — daß nämlich  $\Lambda$  mehr die absurden Konsequenzen des Dualismus betont, N mehr die Schwierigkeiten, die in der Ableitung der Dinge, der Zahlen und der Ideen aus letzten gemeinsamen Seinselementen liegen, so haben wir es doch hier im Grunde mit demselben Gedanken-gang, denselben Argumentationen und demselben methodischen Ziel zu tun. So können wir auch die methodische Stellung des Buchs N bestimmen: Es war bestimmt, auf eine

Darlegung der eigenen Metaphysik des Aristoteles zu folgen (eine Darlegung, die wir heute vielleicht nicht mehr besitzen) und zu zeigen, daß diese Metaphysik, die Lehre von der πρώτη οὐσία, dem πρώτον κινούν, der οὐσία ἧς ἡ οὐσία ἐνέργεια, die richtige Metaphysik sei, weil in ihr alle die Probleme eine Lösung finden, die für die bisherige dualistische Metaphysik, eben wegen ihres dualistischen Grundgedankens, unlösbar waren. Ziel der Polemik gegen Platon ist also hier der Nachweis, daß die platonische Bestimmung der letzten Seinsursachen falsch ist und die gemeinsame Aufgabe, die existierende Welt aus letzten metaphysischen Seinsgründen abzuleiten, von Platon eben wegen seiner dualistischen Voraussetzungen nicht gelöst werden konnte.

## Met M 1—9

Ganz anders verhält es sich mit dem Buch M. „Über die sinnliche Substanz ist gesagt worden, was sie ist“, so beginnt es (1076a 8), „in der Untersuchung der Physik über die Materie und dann über die aktuell existierende Substanz.“ Dieser Verweis zielt auf die ersten zwei Bücher der Physik, wo Aristoteles im ersten seinen Begriff von der ὄλη als dem notwendigen Substrat jedes Werdens und jeder Veränderung auseinandersetzt, im zweiten die Form als das die in der ὄλη enthaltenen Möglichkeiten zu aktuellem Sein erweckende Prinzip behandelt. Dieselbe Zweiteilung wird auch dort angewendet, wo Aristoteles sagt: „Da aber die ‚Natur‘ eines Dinges (φύσις) zweierlei ist, seine Form und sein Stoff . . .“ (194a 12). M ist also die direkte Fortsetzung der Physik. „Da aber zu untersuchen ist, ob es außer den sinnlich wahrnehmbaren Substanzen unveränderliche und ewige gibt, und wenn es sie gibt, was für welche sie sind . . .“ (1076a 11) — der Teil, den N schon voraussetzt und fortsetzt, soll also hier erst folgen: die Darstellung der eigenen Metaphysik des Aristoteles — „so soll zunächst betrachtet werden, was andere darüber gesagt haben, damit, wenn sie etwas Falsches gesagt haben, wir nicht in denselben Fehler verfallen“ (1076a 12). Das Ziel der Polemik ist also hier die Widerlegung der falschen metaphysischen Lehren, um auf diese Weise den Weg für die wahre Lehre freizumachen; unter metaphysischer Lehre aber ist hier nicht die Zurückführung der sichtbaren Welt auf metaphysische Seinsgründe verstanden, sondern die Lehre von ewigen, unkörperlichen, übersinnlichen Wesenheiten.

„Zwei Ansichten gibt es darüber: die mathematischen [Wesenheiten] sollen [solche] Substanzen sein, sagen einige, wie Zahlen, Strecken und verwandte Dinge, andererseits auch die

Ideen“ (1076a 16—19). Dies ergibt die Disposition des Buches. Zunächst soll das selbständige, von den Sinnendingen unabhängige Sein der mathematischen Wesenheiten untersucht werden (2. und 3. Kapitel), dann das der Ideen (4. und 5. Kapitel), und zuletzt soll von der Lehre gehandelt werden, wonach Zahlen und Ideen nur verschiedene Erscheinungsformen ein und derselben metaphysischen Realität sind (6.—9. Kapitel). Dem in der Einleitung gesetzten Ziele entsprechend wird auch wirklich bei der Behandlung der mathematischen Wesenheiten nur der sozusagen „transzendente“ Gesichtspunkt berücksichtigt, so sehr, daß selbst dort, wo die Möglichkeit erwogen wird, diese Wesenheiten könnten in den Sinnendingen existieren, nur das Problem erörtert wird, wie die unendliche Teilbarkeit der Sinnendinge mit der Unteilbarkeit der mathematischen Wesenheiten (die ihnen als ewigen, unveränderlichen Substanzen zukommen müßte) zu vereinbaren ist, nicht aber die mathematischen Wesenheiten als Elemente der konkreten Körperlichkeit in Betracht gezogen werden, obwohl dies hier nahe genug läge. Und ebenso wird im 6.—9. Kapitel (soweit dieses letzte hierher gehört) nur von den Schwierigkeiten und Widersprüchen gehandelt, die in der gemeinsamen Ableitung der Ideen und Zahlen aus letzten Grundelementen liegen — vor allem die, daß die so abgeleiteten Zahlen keine einheitliche, kontinuierliche Zahlenreihe bilden, ἀσύμβλητοι sind —, und daraus wird gefolgert: „Es zeigt sich, daß die Zahlen nicht so beschaffen sein können, wie die sagen, die sie als getrennte Wesenheiten behandeln“ (1083b 21), ohne daß irgendwie auf die Rolle der Ideen und der Zahlen als metaphysischer Seinsgründe der sichtbaren Wirklichkeit Bezug genommen würde. Demgegenüber hat N — selbst dort, wo es von der Ableitung der Ideen und der Zahlen aus gemeinsamen Urelementen handelt, in den letzten Kapiteln, die daher viel Ähnlichkeit mit den entsprechenden Kapiteln von M haben — immer betont, daß solche metaphysische Wesenheiten, selbst wenn man ihr Bestehen annähme, nicht geeignet sind, die konkrete Wirklichkeit in ihrem Sein metaphysisch zu erklären. N beurteilt also die Ideen- und Zahlenlehre danach, inwieweit sie die Rückführung der bestehenden Wirklichkeit auf ihre letzten Seinsgründe ermöglichen, M danach, ob die Annahme der Zahlen und Ideen als transzendenter, ewiger Wahrheiten Widersprüche enthält oder nicht. Bis hierher hat also M den im Anfange vorgezeichneten Weg der Untersuchung befolgt. Das einzige Stück, in dem es ihn verläßt, ist eben der mit A 9 gleichlautende Abschnitt. Hier wird fortwährend

damit gegen die Ideen argumentiert, daß sie nicht die gesuchten Seinsgründe sein können, weil sie weder das Zustandekommen des Seins der Dinge noch das der Bewegung noch das der Erkenntnis genügend erklären. Daraus können wir schließen, daß dieses Stück auch hier nicht an seiner ursprünglichen Stelle ist. Aber wir können noch mehr aus M über dieses Stück erfahren: Dort, wo Aristoteles diesen Abschnitt in Aussicht stellt, in der Einleitung des Buches M, sagt er: „Danach wird gesondert von den Ideen zu handeln sein, nur einfach und soweit es der Ordnung des Ganzen wegen (νόμου χάριν) nötig ist. Denn darüber ist ausführlich schon in den veröffentlichten Schriften gesprochen worden“ (1076a 27). Zunächst haben wir hier den Hinweis auf die Schrift, aus der dieser Abschnitt, laut Alexander Aphrodisiensis, exzerpiert ist; aber wir finden hier auch die Erklärung dafür, warum hier ein Exzerpt aus einer älteren Schrift eingeschaltet wurde, das nicht einmal ganz in den Plan und die Anlage des ganzen Buches M paßte. Darum, weil nur νόμου χάριν, der Ordnung des Ganzen wegen, gegen die Ideen polemisiert werden sollte, weil es zweckmäßig schien, zunächst das Problem zu teilen, und erst dann gegen die Vereinigung von Zahlen und Ideen zu polemisieren. Leute, die bloß die Zahlen als metaphysische Wesenheiten annahmen, gab es (Speusippos), und auch solche, die Ideen und Zahlen gleichsetzten (Xenokrates); aber Leute, die die ursprüngliche platonische Ideenlehre, unabhängig von der Zahlenlehre, sich zu eigen machten, gab es damals nicht mehr. Darum mußte sich der Hauptteil der Polemik gegen die Vereinigung der Ideen- mit der Zahlenlehre richten („schließlich muß gegen jene Auffassung der größte Teil der Widerlegung gerichtet werden . . .“, heißt es in der Einleitung [1076a 29]), während von den Ideen für sich nur der Ordnung des Ganzen wegen zu handeln war. Dafür reichte auch ein Auszug aus einer älteren Schrift hin, auch wenn er nicht ganz in den Plan dieses Buches paßte. Daß aber eine Polemik gegen die Ideenlehre, wenn sie nicht ausgesprochen die in der Einleitung von M gesetzten Ziele verfolgt (nämlich die Ideen und Zahlen nur als ewige, getrennte, übersinnliche metaphysische Wesenheiten zu behandeln), und insbesondere, wenn sie aus früherer Zeit (vor der völligen Ausbildung der Zahlenlehre) stammt, vor allem ihre Argumente daraus zu nehmen geneigt sein wird, daß die Ideen nicht die richtige Lösung des Problems der letzten Seinsgründe sind, ist einleuchtend, um so mehr, wenn man bedenkt, daß Aristoteles selbst sich darüber klar ist, daß der letzte Grund der Aufstellung der Ideen-

lehre das Bestreben war, eine Erklärung für das Bleibende im Sein und für das Allgemeingültige in der Erkenntnis zu finden: „Die Lehre von den Ideen ist so entstanden“, sagt er in den Worten, die den soeben behandelten Abschnitt einleiten, „daß die, die sich zu ihnen bekennen, den Lehren Heraklits Glauben schenkten, daß alles sinnlich Erkennbare in ständigem Fließen begriffen sei und daß, wenn es von irgend etwas sichere Erkenntnis gäbe, dies nicht die sinnlich wahrnehmbaren, sondern irgendwelche andere, ewige Wesenheiten sein müßten“ (1078b 12). Also zeigt auch die Untersuchung des Buches M, daß der A 9 entsprechende Abschnitt eine ältere, selbständige Untersuchung und Widerlegung der Ideenlehre ist.

#### M 9 und 10

An M schließt sich ein Abschnitt an, von dem Jaeger erkannt hat, daß er nicht die Fortsetzung des Hauptteils dieses Buches ist, sondern die Einleitung zu einer selbständigen Ideenkritik bildet; nur irrt Jaeger, wenn er darin den Prolog zum Buch N sieht (Aristoteles 195). Er stimmt darin zwar mit diesem Buche überein, daß beide die Ideen nicht vom Standpunkte des  $\chi\omega\rho\iota\sigma\mu\acute{o}\varsigma$ , ihrer getrennten metaphysischen Wesenheit, sondern als letzte Seinselemente behandeln: „Was über die ersten Ursachen und die letzten Seinsgründe und Seinselemente die sagen, die bloß von den sinnlichen Substanzen handeln, ist in der Physik behandelt worden; was aber die sagen, die neben den sinnlichen Substanzen andere annehmen, soll jetzt untersucht werden“ (1086a 21). Aber die Disposition ist dieselbe wie in M, nur in umgekehrter Reihenfolge: „Die nur Zahlen, und zwar die mathematischen (d. h. nicht Idealzahlen), annehmen, sollen später behandelt werden; von denen aber, die Ideen annehmen, soll sowohl betrachtet werden, wie sie es tun (d. h. wahrscheinlich, ob sie nur Ideen annehmen oder sie mit den Zahlen gleichsetzen), und die daraus sich ergebenden Schwierigkeiten“ (1086a 29). Es wird im folgenden ersten Teile auch nicht von dem Grundfehler des Dualismus ausgegangen, wie in N, sondern wie in M 4 von der Schwierigkeit, die darin liegt, daß nach Platon die Ideen zugleich Einzelwesen und Allgemeinbegriffe sein sollen: „Nach ihrer Lehre sollen die Ideen zugleich Allgemeinbegriffe und das Wesen [der einzelnen Dinge] sein und auch getrennt als Einzelwesen existieren“ (1086a 32). Aus der Art, wie dieser Teil durchgeführt wird, ergibt sich auch, daß Aristoteles seine eigene Lehre hier noch nicht vorgetragen hat, daß also diese Ideenkritik, ebenso wie die in M 1—9, als Einleitung zur eigenen Metaphysik

des Aristoteles gedacht ist. Was Jaeger irreführt hat, ist, daß der angekündigte Teil, der die Zahlenlehre behandeln soll, hier fehlt, während N, weil es die gemeinsame Ableitung der Ideen und mathematischen Zahlen aus den Idealzahlen behandelt, ausführlich darüber spricht; aber N behandelt keineswegs ausschließlich die Zahlen, als ob der auf die Ideen bezügliche Abschnitt schon in M 10 voraufgegangen wäre, und befolgt auch eine ganz andere Disposition, als die ist, die in M 9 gegeben wird. Und vor allem steht N nach, M 9—10 sowie M 1—9 vor der eigenen Metaphysik des Aristoteles. Soviel ist aber an der von Jaeger behaupteten Verbindung von M 9—10 und N richtig, daß M 9—10, wenn auch nicht der methodischen Stellung, so doch der Zielsetzung seiner Polemik nach, dem Buch N näher steht als dem Buch M 1—9, wenn es auch anderseits der Disposition nach ganz zum Buch M gehört.

M :  $\Lambda$

Die Stellung von M 1—9 und M 9—10 am Anfange der Metaphysik als vorbereitende Kritik der Ideenlehre wird durch eine merkwürdige Stelle in  $\Lambda$  bestätigt. Nachdem Aristoteles dort das Ziel der Untersuchung festgestellt hat — „die Ursachen und Gründe der Substanzen sollen gesucht werden“ (1069a 18) — (was auch im folgenden geschieht, wo über die materielle, die formale, die bewegende und die Zweckursache zum höchsten Gut und vollsten Sein als zum eigentlichen Gegenstände der Metaphysik emporgestiegen wird), gibt er eine einleitende Übersicht über die verschiedenen Arten von Substanzen. Und an die Erwähnung der unbeweglichen, unveränderlichen ewigen Substanz ( $\acute{\alpha}\kappa\iota\eta\eta\tau\omicron\varsigma$ ), die er der veränderlichen, „deren Existenz alle zugeben“ (1069a 31), gegenüberstellt, knüpft er die Bemerkung: „Von der behaupten einige, sie existiere getrennt, und zwar nehmen sie teils zweierlei solche Substanzen an, teils fassen sie sie als eine Wesenheit zusammen, die Ideen nämlich und die Zahlen, teils nehmen sie bloß die Zahlen an“ (1069a 33), was fast wörtlich in den Einleitungsworten von M wiederkehrt: „Da die einen diese [Ideen und Zahlen] als zwei Arten von Wesenheiten auffassen, Ideen nämlich und die mathematischen Zahlen, andere beiden dieselbe Wesenheit zuschreiben und wieder andere nur den mathematischen Wesenheiten [getrennte metaphysische] Existenz zuschreiben . . .“ (1076a 19). Es ist die Disposition, die im ganzen Buch M befolgt wird. Man erwartet, irgendwo im Buch  $\Lambda$  eine Widerlegung dieser von der aristotelischen abweichenden metaphysischen Lehren zu finden, aber die Widerlegung, die dann im 10. Ka-

pitel gegeben wird und die, wie wir gesehen haben, dem Buch N entspricht, befolgt eine ganz andere Disposition und richtet sich auch nicht so sehr gegen die Ideen und Zahlen als getrennte metaphysische Wesenheiten, wie man es nach der zitierten Stelle erwarten sollte und wie es auch in M der Fall ist, sondern gegen die Ideen und Zahlen als Seinselemente und gegen die Ableitung aus noch einfacheren Urelementen. Das ist nicht die Ideenkritik, die wir nach diesen Worten erwarten. Hier muß also entweder ursprünglich die Widerlegung der Ideenlehre gestanden haben (und zwar eine der in Buch M gegebenen ähnliche) und dann durch die im Kapitel 10 vorhandene (dem Buch N entsprechende) ersetzt worden sein (nicht im jetzigen Buch  $\Lambda$ , sondern in einem ihm entsprechenden, früheren Aufrisse der Metaphysik) — oder aber es ist dieser Passus ein Hinweis darauf, daß die ursprünglich am Schlusse stehende Widerlegung der Ideen- und Zahlenlehre hierher hätte verlegt werden sollen. Das zu entscheiden, ist Sache der chronologischen Untersuchung. Methodisch beweist dieser Passus auf jeden Fall das eine, daß die Ideenkritik vom Typus M 1—9 und M 9—10 am Anfang, die vom Typus  $\Lambda$  10 und N am Ende der Metaphysik zu stehen bestimmt war.

## M : B

Wir haben es also mit drei Typen der Ideenkritik zu tun: Der eine (vertreten durch M 1—9, angedeutet in  $\Lambda$  1069a 33—36) ist für den Anfang der Metaphysik bestimmt und polemisiert nach dem Schema: Ideen — Zahlen — Zahlen-Ideen gegen die Zahlen und Ideen als gegen transzendente metaphysische Wesenheiten. Der andere (vertreten durch N und  $\Lambda$  10) steht am Ende der Metaphysik, polemisiert gegen die Rolle der Zahlen und Ideen als Seinselemente und gegen ihre Ableitung aus gemeinsamen letzten Urelementen und hebt als Grundfehler des Platonismus den Dualismus hervor. Er behandelt Schritt für Schritt Zahlen und Ideen parallel. Der dritte (von dem ein Auszug in A 9 und in M 4 und 5 erhalten ist) gehört auch an den Anfang der Metaphysik wie M 1—9, polemisiert aber gegen die Ideen nicht in ihrem transzendenten Sein, sondern gegen ihre Rolle als Seinselemente, vor allem auf Grund des Gedankens, daß eine Essenz außer dem Ding, dessen Essenz sie sein soll, und ein Allgemeines, das zugleich ein Einzelding sein soll, undenkbar sind. Eine Kombination dieses Typus mit dem ersten liegt in dem (unvollständigen) Entwurf einer Ideenkritik vor, dessen ersten Teil M 9—10 darstellt. Wie verhalten sich diese drei Typen zueinander? Ein und demselben

Entwurf der Metaphysik (methodologisch gesprochen, nicht literarhistorisch, so daß verschiedene, zeitlich aufeinanderfolgende, aber nach demselben Plan abgefaßte Darstellungen noch als ein Entwurf zu zählen hätten) können sie nicht aneinander aus, und der zweite macht den dritten, wenn er ihn auch nicht gerade ausschließt, doch wenigstens überflüssig. Also muß ihre gegenseitige Aufeinanderfolge bestimmt werden, und zwar so, daß ihre Beziehung zu den übrigen Teilen der Metaphysik untersucht wird. Als bestes Kriterium bietet sich da zunächst ihr Verhältnis zu Buch B, dem Problembuch, an, das, wenn auch nicht in Form einer Ideenkritik, sondern nur einer Auseinandersetzung der metaphysischen Probleme, doch an vielen Stellen dieselben Gegenstände behandelt wie sie.

W. Jaeger hat die zahlreichen Stellen gesammelt, an denen M das Buch B zitiert (Aristoteles 175). Als Ergänzung dazu soll nur darauf hingewiesen werden, daß das Verhältnis des 2. Kapitels des Buches M zum 2. Kapitel des Buches B beweist, daß das nicht später eingefügte Verweise sein können, da M 2 überall das voraussetzt und teils übergeht, teils nur andeutet, was in B 2 schon gesagt worden ist. Es ist auch bekannt, daß das Hauptproblem von B (und der Parallelfassung K 1—2) das ist, wovon das Buch M ausgeht:

B

Ob man nur die sinnlich wahrnehmbaren Substanzen als bestehend anzunehmen habe oder außer ihnen auch andere (997a 34).

K

Ob die in Frage stehende Wissenschaft über die sinnlich wahrnehmbaren Substanzen handelt oder über irgendwelche andere (1059a 39).

Was dann K noch einmal so formuliert:

Die Aufgabe ist, zu untersuchen, ob es etwas gesondert Bestehendes, nicht den sinnlich wahrnehmbaren Substanzen Zukommendes gibt (1060a 10).

Es ist aber noch nicht genügend bemerkt worden, daß das Problem des Auszuges aus dem Buch  $\pi\epsilon\rho\iota\ \iota\delta\epsilon\omega\nu$  (der in A 9 und M 4 und 5 vorliegt) im Buch B schon eine erledigte Sache ist:

Es ist unlogisch, Wesenheiten neben und außer den im sichtbaren Kosmos existierenden anzunehmen, und dann doch wieder anzunehmen, sie seien den sinnlich wahrnehmbaren gleich (997b 5).

Daß es die Ideen nicht gibt, ist klar (1059b 3).

Ja im Buch B wird ausdrücklich auf eine frühere Schrift, wahrscheinlich eben das Buch  $\pi\epsilon\rho\iota\ \iota\delta\epsilon\omega\nu$ , verwiesen:

Wie wir nun von den Ideen behaupten, sie seien Seinsursachen und für sich bestehende Substanzen zugleich, ist in einer früheren Schrift über sie auseinandergesetzt worden (997b 3).

Und es kommt auch darin als etwas längst Bekanntes das Hauptargument vor, mit dem in A 9 und M 4 und 5 gegen die Ideen als „Formen“ der nach ihnen bezeichneten Dinge operiert wird:

Wenn die Seins-elemente etwas Allgemeines sind, so können sie nicht Substanzen sein. Denn kein Allgemeinbegriff bezeichnet ein „Was“, sondern ein „Wie-Beschaffenes“, die Substanz aber ist ein „Was“ (1003a 8).

Es macht aber auch Schwierigkeit ..., daß die Substanz nichts Allgemeines sein kann, sondern ein „Was“ und ein für sich Bestehendes (1060b 19).

Die „Probleme“ des Buches B betreffen auch größtenteils — neben dem Hauptproblem, der Frage nach der Natur der transzendenten Wesenheiten — die für die sinnlich wahrnehmbaren Dinge, ihr Dasein und ihre Erkennbarkeit aus dem Aufgeben der Ideenlehre sich ergebenden Schwierigkeiten:

Wenn es aber nichts außer den Einzeldingen gibt,

Ferner: ob man etwas außer den Einzeldingen annehmen soll oder nicht, so daß die gesuchte Wissenschaft sich nur auf sie bezöge. Aber die Einzeldinge sind unendlich [d.h. sowohl in unendlicher Zahl vorhanden als begrifflich nicht eindeutig bestimmbar; beides liegt im griechischen ἀπειρον].

die Einzeldinge aber „unendliche“ sind [deshalb eben hat Platon die Ideen angenommen], wie kann man da von ihnen eine Erkenntnis gewinnen? Aber wenn dies doch möglich sein muß, und es [daher] etwas neben den Einzeldingen geben muß, so müßten die Arten und Gattungen gesondert von den Einzeldingen existieren. ... Daß dies aber unmöglich ist, ist gezeigt worden (999a 26).

Was es außer den Einzeldingen gibt, sind nur die Arten und Gattungen. Auf sie müßte sich also die gesuchte Wissenschaft beziehen. Daß dies aber unmöglich ist [weil sie Lehre vom Seienden ist, die „Formen“ aber nicht existieren (1059b 3)], ist gesagt worden (1060a 3).

Daß also die Ideen nicht die letzten Ursachen und Seins-elemente sind — das Problem von A 9 und M 4—5 —, wird hier schon als ausgemachte Sache betrachtet und als Axiom für weitere Argumentationen verwendet. Was für transzendente Wesenheiten es aber geben soll, wenn die Ideen nicht existieren und was die Seinsursachen und letzten Seins-elemente der sichtbaren Wirklichkeit sein sollen, wenn es die Ideen nicht sind, das ist hier noch ganz unentschieden und bildet eben den Inhalt der „Probleme“ dieses Buches. Daß Aristoteles von seiner eigenen Metaphysik hier noch gar nicht

gesprochen hat und daß, wo von transzendenten Wesen die Rede ist, immer an die platonische Ideen- und Zahlenmetaphysik gedacht werden muß, sieht man daraus, daß Aristoteles die Aufhebung der Idealzahlen mit dem Aufgeben der metaphysischen Wesenheiten überhaupt gleichsetzt: „Es fragt sich . . ., ob die Zahlen . . . Substanzen sind oder nicht. Denn wenn sie es nicht sind, können wir nicht sagen, was das Seiende ist und was die Wesenheiten der Dinge sind“ (1001b 26). „Wenn sie nicht Substanzen sind, dann gibt es überhaupt keine Substanzen und kein Seiendes“ (1002a 12). Das heißt natürlich nicht, daß Aristoteles hier noch wirklich Anhänger der platonischen Zahlenlehre gewesen sein muß; aber das beweist es, daß er seine eigene Metaphysik hier noch nicht vorgebracht hatte, daß sie eine noch ganz unbekannte, neue Lehre war, deren Darlegung erst folgen sollte, und daß er, als er das Buch B konzipierte, die platonische Ideen- und Zahlenlehre, soweit sie die Ideen und die Zahlen als metaphysische Wesenheiten behandelt, als die einzig bekannte Metaphysik und als sehr wohl diskutabel betrachtet, während die Auffassung der Ideen und Zahlen als Seinselemente eine abgetane Sache ist. Das stimmt ganz zu dem Eindruck, den wir aus dem Buch M erhalten: Gegen die Ideenlehre im alten Sinn wird nur „der Ordnung des Ganzen wegen“ mit Exzerpten aus einer älteren Schrift darüber polemisiert, gegen die Idealzahlen „richtet sich der Hauptteil der Widerlegung“. Ebenso sagt M 9—10 kurz: „Sie nehmen die Ideen zugleich als Wesenheiten [der Einzeldinge] und auch als getrennte Einzelwesen an; daß dies unmöglich ist, haben wir dargetan“ (1086a 32), billigt aber die Annahme transzendenter Wesenheiten überhaupt und anerkennt in diesem Sinne die Ideenlehre, tadelt dagegen die zwischen den Ideen und den Einzeldingen behauptete Beziehung als Vorbild und Nachbild. „Sie nahmen zwar richtig an, daß, wenn es außer den sinnlichen und veränderlichen Dingen andere Substanzen gebe, diese für sich getrennt existieren müßten, da sie aber keine anderen [derartigen Substanzen] fanden, schrieben sie den Allgemeinbegriffen gesondertes Sein zu“ (1086b 8).

### Folgerungen

Abgesehen von der methodologischen Bestimmung der gegen Platon polemisierenden Abschnitte und der Feststellung der auf S. 536 umschriebenen drei Typen der Polemik, haben wir nunmehr auch eine Angabe über die Entwicklung des Aristoteles gewonnen: Es hat einen Zeitpunkt in ihr gegeben, wo Aristoteles die Ideen als „Seinsgründe“ und „Vorbilder“

schon aufgegeben hatte, die Ideen und Zahlen als transzendente Wesenheiten aber noch gelten ließ<sup>4</sup>. Die Polemik gegen die Ideen als Seinsgründe und die gegen die Ideen und Zahlen<sup>5</sup> als transzendente Wesenheiten sind zwei aufeinanderfolgende, voneinander getrennte Schritte seiner Entwicklung. Auf dem Schnittpunkt dieser zwei Epochen steht B. Die Aufgabe der Ideen als Seinsgründe ist schon geschehen, die Polemik gegen die Ideen als transzendente Wesen wird erst vorbereitet, eine andere Metaphysik als die der Ideen und Zahlen gibt es noch nicht. Diese Polemik folgt in M, das den Boden für die eigene Metaphysik des Aristoteles vorbereitet. In sie wird — der Vollständigkeit halber — die ältere Polemik gegen die Ideen als „Vorbilder“ hineingearbeitet.

Einem ganz anderen Plan gehört N und  $\Lambda$  10 an. Nachdem Aristoteles seine eigene Metaphysik vorgetragen hat (dies müssen wir für N voraussetzen, wie oben bewiesen wurde<sup>6</sup>), polemisiert er zusammenfassend sowohl gegen die „Vorbilder“rolle als gegen die transzendente Existenz der Ideen. Er ist sich darüber klar, daß die Lehre von den Ideen und Zahlen als transzendenten Wesenheiten steht und fällt mit der Lehre von den Ideen als Vorbildern, und daß, wenn einmal die Ideen als Seinselemente aufgegeben worden sind,

<sup>4</sup> Dazu stimmt, daß die früheren Bücher der Physik (1—5) schon längst mit den Begriffen des immanenten εἶδος und der aristotelischen ὄλη operieren, die sie am Anfange (1. und 2. Buch) entwickelt haben, und doch noch mit einer Mehrheit metaphysischer Wesenheiten rechnen, so wie auch das auf diesen Teil der Physik aufgebaute 1. Buch von περὶ οὐρανοῦ (das sie freilich schon nicht mehr Ideen, sondern nur τὰκεῖ nennt, was begreiflich wird, wenn man bedenkt, daß der Ausdruck εἶδη nicht mehr zutreffend ist, sobald die Rolle der Ideen als „Vorbilder“ der sinnlichen Dinge aufgegeben wird), und erst im 7. Buch der Physik, einer, wie die Einleitung zeigt, von den übrigen Büchern selbständigen Schrift, die aristotelische Lehre vom unbewegten Bewegter — sichtlich zum ersten Male als etwas Neues — entwickelt wird (vgl. Arim, Eudemische Ethik und Metaphysik 49).

<sup>5</sup> Es ist begreiflich, daß innerhalb der platonischen Metaphysik für Aristoteles die „Zahlen“ in den Vordergrund treten, sobald die Rolle der Ideen als Vorbilder der sinnlichen Dinge aufgehört und nur ihre transzendente Wesenheit in Betracht kommt, die im ewigen, unsinnlichen Dasein mathematischer Verhältnisse besser zum Ausdruck kommt als im Begriff von „Bildern“ (εἶδη), die nach sinnlichen Dingen benannt sind.

<sup>6</sup> Dies wird bestätigt durch die Wichtigkeit, die Aristoteles der Tatsache beimißt, daß Platon nicht erklären konnte, wie das Gute Seinsgrund ist. Die Bedeutung dieses Abschnittes wird klar, wenn man bedenkt, daß er auf die Lehre vom höchsten Guten, das als Ziel die Welt bewegt (ζινεῖ ὡς ἐρώμενον), folgt.

kein Grund mehr besteht, Ideen und Zahlen als transzendente Wesenheiten anzunehmen. In dem Abschnitt, der „die Gründe untersucht, warum sie zu solchen Seinsursachen Zuflucht genommen haben“ (1089a 1) sagt Aristoteles: „Wer Ideen annimmt, bei dem haben Zahlen noch eine gewisse Berechtigung als Seinsgründe, insofern jede Zahl eine Idee ist und die Ideen auf irgendwelche Weise Seinsgrund der Einzeldinge sind. . . . Wer aber die Sache nicht so auffaßt wegen der Schwierigkeiten, die es mit den Ideen hat, und also nicht ihretwegen Zahlen [als metaphysische Wesenheiten] annimmt und doch Zahlen annimmt, was kann der für einen Grund für ihr Existieren angeben?“ (1090a 4.) Soll man annehmen, daß diese Einsicht einen reiferen Standpunkt vertritt, einen größeren zeitlichen und innerlichen Abstand von der Lehre Platons verrät als eine Polemik, die zunächst nur, von der Hauptschwierigkeit ausgehend, die Ideen als Vorbilder angreift, sie aber (inkonsequenterweise) als transzendente Wesenheiten bestehen läßt und dann erst, in neuerlichem Anlaufe, diesen zweiten Schritt hinzufügt? Es wäre verführerisch, dies zu tun<sup>7</sup>, aber beweisen läßt es sich nicht. Ebenso möglich ist der andere Fall, daß Aristoteles zunächst, nach der ersten Polemik gegen die Ideen (A 9, M 4—5), von den vier Ursachen der Physik aus seine Metaphysik dargelegt, anschließend daran die platonische Ideenlehre kritisiert hat und erst bei einer Neubearbeitung es für zweckmäßiger hielt, die Kritik der platonischen Ideenlehre auch nach ihrer transzendenten Seite seiner eigenen Metaphysik voranzusetzen. Eines ist sicher: Der Standpunkt, daß die Ideen nicht Vorbilder und Seinsgründe im platonischen Sinn sein können, war schon gewonnen, bevor Aristoteles noch gegen die platonischen Ideen und Zahlen als transzendente Wesenheiten aufgetreten ist, und die Trennung der Polemiken gegen die zwei Standpunkte ließe sich so auch im zweiten Falle dadurch erklären, daß die Polemik gegen die

<sup>7</sup> Daß nach W. Jaegers Beobachtungen M einer späteren Zeit angehört als N, wäre kein Argument, das gegen diese Auffassung spricht. Denn M braucht keineswegs die erste schriftliche Fixierung dieses Typus der Ideenkritik zu sein, sondern es ist möglich, daß Aristoteles später noch auf diesen Typus zurückgegriffen hat (etwa bei der Rückkehr nach Athen?), wenn er seine Metaphysik vor einer Zuhörerschaft entwickeln wollte, die die Vorbilderrolle der Ideen schon aufgegeben hatte, an den Ideen und besonders an den Zahlen als metaphysischen Wesenheiten aber festhielt. (Würde das nicht gerade zur philosophischen Lage in Athen zur Zeit der Rückkehr des Aristoteles stimmen?)

Ideen als Vorbilder eben schon anerkannt und bekannt und so nur noch die gegen die transzendente Existenz notwendig war. Freilich muß man zugeben, daß diese Art der Erklärung dem in B festgestellten Tatbestande weniger gerecht wird als die erste Annahme.

Die Frage, welcher dieser beiden Metaphysikentwürfe zeitlich früher anzusetzen ist, läßt sich methodologisch kaum mehr entscheiden; dazu ist eine literarhistorische Untersuchung notwendig. Wohl aber läßt sich eine literarhistorische Frage auf Grund unserer methodologischen Analyse entscheiden, eben die Frage, von der wir ausgegangen sind, die nämlich nach dem ursprünglichen Orte des Abschnitts A 9 und M 4—5. Im Buch M ist er nicht an seinem ursprünglichen Platze; das ist bewiesen worden. Und auch nicht im Buch A; das hat der Zusammenhang gezeigt, und dies wird durch die Erwägung bestätigt, daß A 1—7 nachweisen soll, man habe recht, den letzten Seinsgrund auf dem Wege über die vier Ursachen der Physik zu suchen, also eine Metaphysik von ähnlicher Anlage wie  $\Lambda$  einleitet, in der die Kritik der Ideenlehre erst am Ende der Darstellung der eigenen Lehre folgen soll. Der Abschnitt gehört also an keine der beiden Stellen, sondern ist eine ursprünglich selbständige Schrift (oder vielmehr der Auszug aus einer solchen), die in M nur leicht überarbeitet eingeschoben worden ist. Diese Schrift wird aber, das haben wir gesehen, in B schon vorausgesetzt. Die Redaktoren der Werke des Aristoteles, wahrscheinlich Andronikos von Rhodos selbst, mußten also, als sie diese ursprünglich selbständige Schrift in das Corpus der Metaphysik einordneten (sie muß also auch damals noch neben der in M vorhandenen, leicht überarbeiteten Fassung als selbständige Schrift vorhanden gewesen sein), sie vor B stellen und nach A 1—7, da sich dies als Einleitung zur ganzen Metaphysik darstellt. Dies lag um so näher, als sie im großen und ganzen auch die im geschichtlichen Abriss in A 3—6 befolgte Disposition verwendet (eine Disposition, die übrigens auch in anderen ähnlichen historischen Überblicken über die Vorgänger wiederkehrt), wengleich in ganz anderer Absicht. Daß B die Ideen als transzendente Wesenheiten zum Problem macht, die Ideen als Vorbilder jedoch schon als widerlegt betrachtet, haben also die Redaktoren des heutigen Corpus der Metaphysik schon erkannt, und ein Beweis dafür ist eben der Platz, den A 9 heute einnimmt, im Widerspruch zu dem, was die logische Fortsetzung von A 1—7 sein sollte.